



Bromberg, Sonntag, den 17. November.

— Du bist die Herrlichste von allen. —

Du bist die Herrlichste von allen,
So sonder falsch, so schön und rein,
Ein Stern, vom Himmel frisch gefallen,
Er könnte selbst nicht schöner sein.

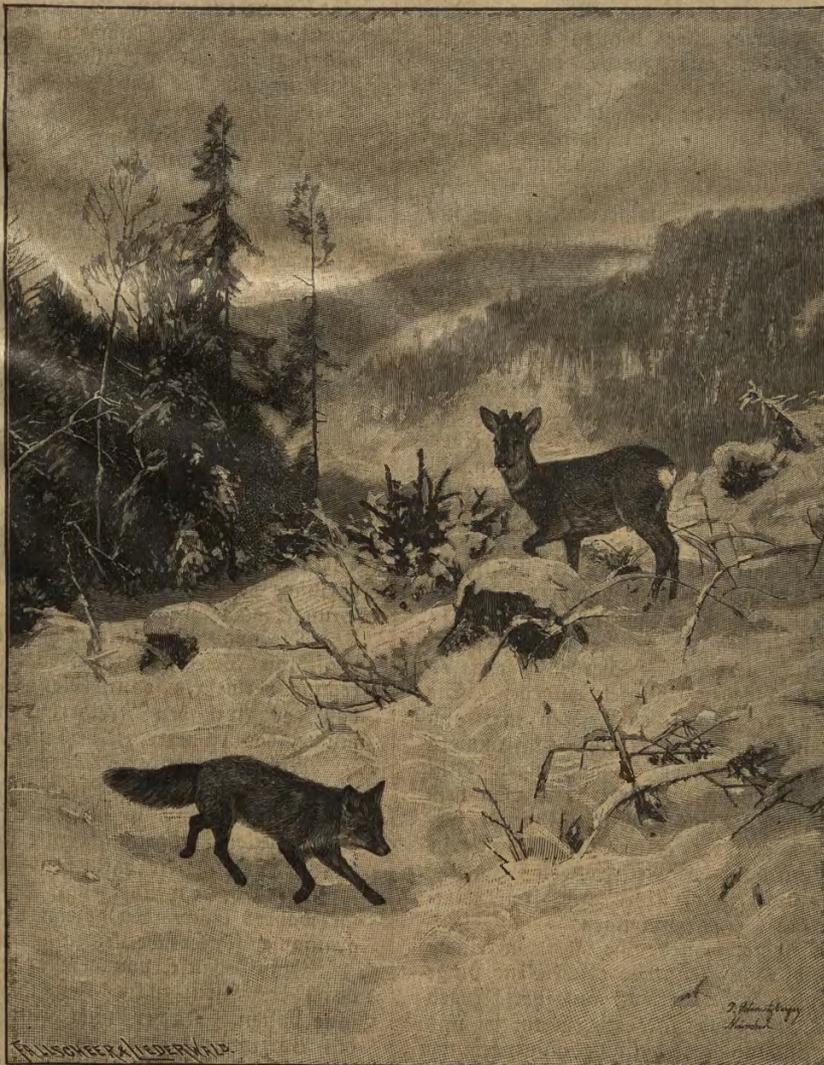
Du bist ein stilles, liebesklärtes
Gemüt, von Kindesinn beseelt,
Und das Bewußtsein Deines Wertes
Die einzige Tugend, die Dir fehlt.

Seltz Dahn.

Notwehr.

Roman von Reinhold Ortmann.
Fortsetzung. (Nachdr. verb.)

Es war in der That die höchste Zeit gewesen, daß Harald sich entfernte; denn schon einige Minuten später klopfte die Kofe an die Thür mit der geflüsterten Meldung, daß der Wagen seit einer Weile bereit sei, und daß das gnädige Fräulein eilen müsse, um den Nachtzug zu erreichen. Hilde, die eben im Begriff war, ihren Schlafrock mit einem einfachen Strassenkleide zu vertauschen, antwortete, ohne zu öffnen, daß der Kutscher heraufkommen möge, um den Koffer zu holen. Noch ehe der Mann erschien, war sie bereits vollständig reisefertig, und eine letzte rasche Musterung des Zimmers überzeugte sie, daß sie nichts von dem zurückgelassen hatte, was ihr besonders am Herzen lag. Die gewaltigen seelischen Erschütterungen der letzten halben Stunde hatten alle die Klümmernisse und Bitterkeiten zurückgedrängt, davon ihre Seele vorher erfüllt gewesen war, und sie befand sich jetzt in einem Zustande so tiefer geistiger Erschöpfung, daß ihr die Trennung von Rudow, diese unwürdige Flucht bei Nacht und Nebel, kaum noch ein fühlbares Weh bereitete. Sie hatte keinen anderen Gedanken als den Wunsch, die Stätte, die ihr bisher so teuer ge-



wesen war, so rasch als möglich zu verlassen, und keine andere Sorge als die, daß ihre Abreise doch noch im letzten Augenblick bereitet werden könnte. Wie von einer drückenden Last befreit, atmete sie auf, da sich diese Besürchtung als unbegründet erwies. Niemand war ihr auf dem Wege über die hintere Stiege begegnet und ungehindert konnte sie den Wagen besteigen. Wie nun die Pferde anzogen und die Räder mit leisem Knirschen über den Niesand rollten, da ging ihr gleich einem Dolchstich die Empfindung durch das Herz, daß sie hinter den Mauern des alten Herrenhauses auch ihre Jugend zurückgelassen habe und das Glück ihres Lebens.

6.

Seit seiner Unterredung mit Hilde war Eberhard von einer Unruhe beherrscht, gegen die er umsonst ankämpfte, und die er vergebens vor seinen Gästen zu verbergen suchte. Die gewinnende Lebenswürdigkeit, die ihm schon als jungen Leutnant den Ruf des charmantesten Gesellschafters eingetragen, schien mit einem Male gänzlich von ihm gewichen. Er war schweigsam und zerstreut; die Unaufmerksamkeit seiner Antworten trug ihm wiederholt höchst mißbilligende Blicke von seiten seiner Tischnachbarin ein, und Slona, die ihn nach ihrer Gewohnheit scharf beobachtete,

Eine Begegnung. Nach dem Gemälde von J. Schmitzberger.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

neckte ihn über seine augensällige Nervosität in nicht eben zarter Weise.

Ein paar Mal hatte er ihre spöttischen Bemerkungen absichtlich überhört; dann aber fertigte er sie, unbekümmert darum, daß seine Worte von einem Duzend fremder Ohren gehört werden mußten, mit einer Erwiderung ab, die ihr eine heiße Zornröthe ins Gesicht trieb und ihr für den ganzen Rest des Soupers gründlich die Laune verdarb.

Als einer der anwesenden Herren einen launigen Trinkspruch auf die Gasgeber ausbrachte und als die Gläser hell zusammenklangen, vermied es Eberhard geflissentlich, mit seiner Frau oder mit seiner Schwägerin anzustoßen, obwohl Gabriele ihm von ihrem Plaze aus mit dem gefüllten Champagnerkellch zuwinkte. Es war beinahe unmöglich, daß sie diese demonstrative Zurückhaltung nicht bemerkt haben sollte; aber ihr schönes Gesicht behielt nichtsdestoweniger sein statuenhaftes Lächeln und sie hörte den Schmeicheleien ihrer Kavaliere mit derselben müden Gelassenheit zu wie bisher.

Auch nach der Aufhebung der Tafel bildete sie noch für eine kleine Weile den Mittelpunkt eines Kreises, darin sehr lebhaft und heiter geplaudert wurde. Als jedoch eine junge Dame im nebenan belegenen Musiksalon zu singen begann und als sich infolge dessen alles dorthin drängte, nahm sie die Gelegenheit wahr, um sich zurückzuziehen. Nur Flona, deren scharfen Augen nichts entging, hatte ihre Absicht bemerkt, und wie die Sorge um das Wohl der Schwester überhaupt den einzigen lebenswürdigen Zug in ihrem Charakter auszumachen schien, eilte sie auch jetzt an ihre Seite.

„Du willst fort? — Fühlst Du Dich nicht wohl? — Soll ich Dich auf Dein Zimmer begleiten?“

Aber Gabriele wehrte kopfschüttelnd ab.

„Nicht doch. Ich bin bloß ein bißchen abgesspannt und möchte eine Stunde ruhen. Sorge nur, daß meine Abwesenheit nicht auffällt, und beruhige Eberhard, wenn er nach mir fragen sollte. Diese kurze Stunde bliebe ich gern ungestört.“

Langsam und etwas mühselig stieg die junge Schloßherrin die Marmortreppe empor. Atem schöpfend blieb sie oben im ersten Stockwerk eine Minute lang stehen. Dann erinnerte sie sich eines angefangenen Romans, den sie am Morgen in der Bibliothek neben dem Arbeitszimmer ihres Gatten hatte liegen lassen, und obwohl es ihr ein wenig davor graute, mütterseelenallein durch den halbdunkeln Gang dorthin zu gehen, siegte doch die Neugier, das Ende der spannenden Geschichte kennen zu lernen, über ihre Furchtsamkeit und sie that, wenn auch mit klopfendem Herzen, ein paar Schritte nach jener Richtung.

Da plötzlich bot sich ihren entsetzten Augen ein furchtbarer, Grausen erregender Anblick. Aus der Dämmerung, in die sich das Ende des lang gestreckten Ganges verlor, hoben sich mit voller Deutlichkeit die Umrisse einer geisterhaften, weiblichen Gestalt in schneeweißem, gürtellos herabfließendem Gewande. Die Helligkeit war zu schwach und die Entfernung zu groß, um Gabriele auch das Anliß der gespenstischen Erscheinung erkennen zu lassen; alles, was sie noch wahrzunehmen vermochte, war, daß die weiße Gestalt unbeweglich auf derselben Stelle blieb, den rechten Arm wie drohend gegen sie erhoben.

Dann löste sich der gräßliche Schrecken, der für einen Moment den Schlag ihres Herzens hatte still stehen lassen, in einem gellenden Schrei, und wie ein gehektes Wild rannte sie nach der entgegengesetzten Richtung davon, ihrem Schlafzimmer zu, von wo aus sie durch ein Glockenzeichen die ganze Dienerschaft alarmieren konnte. Vor ihren Augen tanzten Millionen feuriger Funken und gleich dem Rauschen eines empörten Meeres brauste es ihr in den Ohren. „Die weiße Frau von Rudow!“ das war der einzige Gedanke, dessen sie in diesen schrecklichen Augenblicken fähig war, und „Sterben! — Sterben!“ schrie es ihr in grauenhaften Lauten aus jedem Winkel entgegen. Sie wollte rufen, doch nichts als ein klangloses Achzen kam aus ihrer trockenen Kehle. Als sie die Schwelle des Schlafzimmers erreicht hatte, irrten ihre Augen mit wildem, wahnstinnigem Blick in dem prächtigen Gemache umher, denn von drei, vier, zehn verschiedenen Stellen zugleich wählte sie das Tod verkündende Gespenst zu sehen. Mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft wollte sie sich nach dem weißen Eisenknopf des Telegraphen hintasten; aber ihre Arme griffen nur noch in die leere Luft, und wimmernd brach sie am Fußende des Bettes zusammen —

Erst drei Viertelstunden später wurde sie so von einem Stubenmädchen gefunden. Die aufs Außerste erschrockene junge Person, die von der Bewußtlosen keine Antwort auf ihre Fragen erhielt, glaubte nicht anders, als daß ihre Herrin tot sei und lief laut schreiend und jammernd in die Festräume hinunter, wo man seit einer kleinen Weile zu tanzen begonnen hatte. Ein älterer Diener, der sich an der Thür aufhielt, verhinderte zwar, daß sie durch ihre Schreckenskunde eine allgemeine Panik hervorrief; aber als dann zwei Minuten später Eberhard, Flona und

der Sanitätsrat mit verstörten Mienen aus der Gesellschaft hinweg eilten, verbreitete sich das Gerücht von einer schweren Erkrankung der Schloßherrin doch blickschnell unter den Gästen. Der improvisierte Ball wurde sofort abgebrochen; eine schwüle, beklemmende Stimmung trat an die Stelle der bisherigen Fröhlichkeit und nur in vorsichtigem Flüstertone noch wurden ernsthafteste, sorgenvolle Unterhaltungen geführt.

Niemand wagte sich zu entfernen, obwohl sicherlich jeder den lebhaften Wunsch hatte, von hier fortzukommen, und als nach etwa einer halben Stunde, die den in peinlicher Ungewißheit harrenden Gästen lang genug geworden sein mochte, Eberhard von Rochliß wieder erschien, bleichen Antlitzes und ersichtlich nur mühsam seine Fassung bewahrend, wurde es in dem glänzend erleuchteten Raum totenstill.

Er machte nur ein paar Schritte in den Saal hinein und sagte mit gedämpfter, unsicherer Stimme: „Ich muß den verehrten Herrschaften leider die für mich sehr traurige Mitteilung machen, daß meine Frau schwer erkrankt ist. Ihr Zustand giebt Anlaß zu den ernstesten Besürchtungen, und ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich Ihnen unter solchen Umständen nicht länger zu widmen vermag. Ich weiß nicht, ob ich Sie ersuchen darf, noch eine Weile ohne uns fröhlich zu sein — jedenfalls hoffe ich —“

Er mußte plötzlich abbrechen, weil ihn die Bewegung zu überwältigen drohte. Einer der älteren Freunde des Hauses trat auf ihn zu und drückte ihm mit Worten warmer Teilnahme die Hand. Einige andere noch folgten diesem Beispiel, der Rest aber war augenscheinlich froh, daß der bedauernswerte Gatte sich wieder zurückzog, ohne erst eine ausdrückliche Bemitleidung von seiten jedes Einzelnen abzuwarten. Natürlich hatte man es jetzt mit dem Ausbruch überaus eilig. kaum zwanzig Minuten nachdem Eberhard seinen Gästen die erschütternde Mitteilung gemacht, daß der Tod an die Thüren von Rudow geklopft, lagen die prächtigen Repräsentationsräume, die unter anderen Umständen wohl bis zum Morgengrauen von Lachen und Plaudern fröhlicher Menschen widerhallt hätten, grabesstill und verödet da.

Das Schlafzimmer der jungen Freifrau aber war der Schauplatz herzerreißender Szenen. Unter den Bemühungen des Sanitätsrats war Gabriele wieder zum Bewußtsein gekommen; und zugleich mit der klaren Besinnung war ihr auch die Erinnerung an das Entsetzliche zurückgekehrt, das sie vorhin erlebt hatte.

„Die weiße Frau — ich habe die weiße Frau von Rudow gesehen, — ich muß sterben —“ das war die verzweifelte Klage, die immer wiederkehrte, wenn ein vorübergehendes Nachlassen der grausamen Schmerzen sie in den Stand setzte, sich in zusammenhängenden Worten auszudrücken. Und umsonst waren alle Bemühungen ihrer Umgebung, sie davon zu überzeugen, daß sie das Opfer einer Täuschung geworden sein müsse. Mit dem beharrlichen Trotz eines eigenwilligen Kindes wies sie jeden Versuch zurück, ihr die gespenstische Erscheinung auf natürliche Weise zu erklären, und als Eberhard sie im sanftesten und liebevollsten Tone zu belehren suchte, daß diese sagenhafte, weiße Frau überhaupt noch nie und nirgends erschienen sei, wandte sie ihm ihr Gesicht mit einem so wilden, haßverzerrten Ausdruck zu, daß ihm das Wort auf den Lippen erstarb und rief, unbekümmert um die Anwesenheit der Fremden: „Du lügst! — Hat nicht Dein eigener Vater sie vor seinem Tode gesehen? Ach, daß ich nie in dieses Haus gekommen wäre! Daß ich Dich nie kennen gelernt hätte! Dir verdanke ich dies alles — Deinetwegen muß ich sterben. Ich verfluche den Tag, an dem ich Dir zuerst begegnet bin und die Stunde, da ich mich bereden ließ, Dir zu gehören —“

Die qualvollen Leiden hatten das sonst so apathische, leidenschaftslose Wesen zur rasenden Furie umgewandelt, und die Erregung vermehrte so unerkennbar die Gefahren ihres Zustandes, daß der Arzt den Freiherrn durch Blicke und Zeichen bitten mußte, das Zimmer zu verlassen.

Ruhelos wanderte Eberhard jetzt in dem anstößenden Gemache auf und nieder. Die wilden Verwünschungen seines kranken Weibes hatten ihm in tiefster Seele weh gethan, doch nicht für einen einzigen Augenblick regte sich etwas wie Groll gegen sie in seinem Herzen. Er hatte den Glauben an ihre Liebe längst verloren und er war überzeugt, daß sie ihm heute zum erstenmal ihr wahres Empfinden gezeigt hatte; aber er vergaß nicht, daß es grausame, körperliche Leiden gewesen waren, die sie dazu getrieben.

Ein Gedanke, von dem er nicht begriff, daß er ihm erst jetzt durch das Hirn zuckte, ließ ihn plötzlich in seiner Wanderung inne halten. Da er nicht klingeln wollte: öffnete er die Thür des Vorzimmers, wo sich auf seine Anweisung mehrere Diensthoten zur Entgegennahme etwaiger Befehle aufhielten. Er sah, daß Hildens Bote unter ihnen war, und er winkte das Mädchen zu sich heran: „Gräulein von Rochliß hat sich bereits zur Ruhe begeben, nicht wahr?“

Die Dienerin, die nicht gleich zu einem Entschluß kommen konnte, wie sie sich zu verhalten habe, sah verlegen vor sich nieder.

„Ich weiß nicht, Herr Baron — aber ich glaube, das gnädige Fräulein —“

„Nun, was ist's? — Sie weiß jedenfalls noch nichts von dem, was hier vorgefallen ist, und ich wünsche, daß Sie es ihr mitteilen, selbst auf die Gefahr hin, sie zu wecken.“

„Verzeihung, Herr Baron — aber ich glaube — ich glaube — das gnädige Fräulein befindet sich gar nicht mehr im Schlosse.“

„Wie? — Nicht mehr im Schlosse? — Was soll das heißen? — Wo könnte sie sich denn befinden, wenn nicht hier?“

Die Jose sah ein, daß es unmöglich war, jetzt noch etwas zu verheimlichen. Und sie erzählte alles, was sie von Hildens plötzlicher Abreise wußte. Ihr Bericht war umständlich genug, daß Eberhard während dessen Zeit finden konnte, seine Selbstbeherrschung zurückzugewinnen.

„Es ist gut,“ sagte er. „Ich war der Meinung, daß Fräulein von Kochly diese Reise erst morgen antreten würde. Sie hatte also jedenfalls einen Grund, ihren Entschluß zu ändern. Eine Bestellung an mich oder an sonst jemand wurde Ihnen nicht aufgetragen?“

„Nein! — Aber im Zimmer des gnädigen Fräuleins liegt ein Brief, der an den Herrn Baron adressiert ist. Ich sah ihn vorhin beim Aufräumen.“

„Holen Sie ihn hierher!“ befahl Eberhard kurz, indem er sich zugleich umwandte und in das Gemach neben dem Krankenzimmer zurückkehrte.

Als das Mädchen nach einer kleinen Weile den Brief brachte, konnte er ihn nur uneröffnet in die Tasche stecken; denn es war jetzt nicht mehr Zeit ihn zu lesen.

Ein zweiter Arzt, den man mit den schnellsten Pferden herbeigeholt hatte, war inzwischen eingetroffen, und er hatte kaum einige Worte mit dem Sanitätsrat gewechselt, als er auch schon wieder zu Eberhard herauskam.

„Mein lieber, verehrter Herr von Kochly — wie schwer hat das unerforschliche Schicksal seine Hand auf Sie gelegt! Sie werden Ihres ganzen Mannesmut bedürfen, diese Heimsuchung zu ertragen.“

Eberhard preßte die Lippen zusammen, und sein Atem ging schwer. Für ein paar Sekunden wandte er das Gesicht ab, dann sagte er leise: „Es giebt also keine Hoffnung mehr, Doktor?“

Sagen Sie mir die ganze Wahrheit!“

— Der Arzt aber senkte den Kopf und schwieg.

— „Darf ich hinein zu ihr?“ fuhr der Freiherr mit bebender Stimme fort. „Oder fürchtet der Sanitätsrat noch immer, daß meine Anwesenheit ihr Schaden würde?“ — Der Doktor erfaßte seine Hand. —

„Kommen Sie!“

flüsterte er, seine eigene Bewegung

kaum noch beherrschend. „Wie jetzt die Dinge liegen, hat niemand auf der Welt mehr ein Recht, Sie von Ihrer Gattin fernzuhalten.“ Und sie traten lautlos über die Schwelle des Krankenzimmers. —

Als der nebelige Herbstmorgen fahl heraufdämmerte über Schloß Rudow, wehte die Fahne, die gestern zu Ehren der Gäste gehißt worden war, am halben Mast.

Die Stätte der Freude war über Nacht ein Haus dumpfer Trauer geworden, und neben ihrem toten Kindlein schlummerte inmitten einer Fülle duftiger Blumen — sie selbst in ihrer bleichen Schönheit einer zu früh gebrochenen Blüte gleich — Gabriele von Kochly ihren letzten, langen Schlaf.

7.

Die Beisetzungsfeierlichkeiten waren ganz so pomphaft und glänzend, wie es dem gesellschaftlichen Ansehen und dem Reichtum des alten Adelsgeschlechts entsprach, dem die Verstorbene durch ihre Heirat angehört hatte. Das tragische Schicksal des jungen, noch vor wenig Tagen wegen seines Glückes beneideten Schloßherrn von Rudow hatte überall die innigste Teilnahme wachgerufen, und fast jeder, der durch irgend welche verwandtschaftliche oder freundschaftliche Beziehungen mit dem Hause Kochly verknüpft war, hatte es für seine Pflicht gehalten, die Aufrichtigkeit seines Mitgefühls durch persönliches Erscheinen bei den Bestattungs-Feierlichkeiten an den Tag zu legen.

Wieder hatte Hans Brackebusch die Aufgabe gehabt, seine Schulkinder zu einer außerordentlichen Leistung geschickt zu machen, denn sie sollten nach altem Brauch den Leichenzug mit dem Gesange eines Chorals empfangen. Aber noch nie in seinem Leben war dem jungen Lehrer die Erfüllung einer Berufspflicht so schwer geworden, als diese.

Der Tod der jungen Schloßfrau, die er in der Stille seines unverdorbenen Herzens angebetet hatte wie eine Heilige, hatte ihm den ersten großen Schmerz seines Lebens bereitet, einen Schmerz, in dem er sich selbst über alle Maßen mitteilenswert, und wegen der Tiefe seiner reinen Leidenschaft vielleicht auch ein wenig bewunderungswürdig vorkam. Er hegte nicht den geringsten Zweifel, daß seine Seele sich an diesem gewaltigen Kummer langsam verbluten würde, und es war ein Glück, daß nur die verschwiegenen vier Wände seines dürftigen Kammersleins von den verzweifelungsvollen Gedichten er-

hielten, in denen sein Gram nach angemessenem poetischem Ausdruck rang.

*

Totenbleich und mit düsterem, gramvollen Anlich, aber mit trockenen, brennenden Augen schritt Eberhard von Kochly hinter dem Sarge einher, der sein junges Weib und sein in der Geburt gestorbenes Kindlein barg.

[Fortsetzung folgt.]



Roosevelt als Cowboy auf seiner Farm in Arizona.



Sarkophag der Kaiserin Friedrich. Modelliert von Professor Reinhold Vagas.

—*— Flirt. *—

Novellette von M. C. Carpenter-Meyer.

[Nachdruck verboten.]

[Schluß.]

Srau von Löwenberg nickte befriedigt. — Lydia war fünf- undzwanzig Jahre alt, und mit der Zeit wird es peinlich, selbst eine so schöne Nichte zu bemuttern. Und wenn er keine Manieren besaß — nun Lydia war die Person, die ihm das Vernachlässigte wieder ins Gedächtnis zurückzurufen im Stande war. —

Und Lydia selbst — sie vergaß das „morgen“ vollkommen, ihr ganzes Interesse war dem Erfolge von heute geweiht.

Es war Tanzpause, und Hans Kühne, der in einer großmütigen Laune das schöne, aber so simpel gekleidete Mädchen zum Tanz engagiert hatte, führte Lydia in den Wintergarten; mit Hochgenuß sah er die bewundernden Blicke der Männer auf seiner Tänzerin haften.

Wer mochte dieses schöne Mädchen sein?

Lydia hatte sich in eine halbverzweifelte Stimmung hineingetanz, sichtlich erschöpft lehnte sie gegen das rote Sammetpolster des Sophas, auf dem sie saßen, hörte den banalen Schmeicheleien Hans Kühnes zu und lächelte, après nous le déluge stand in ihren Augen, lag auf ihren Zügen. — —

„Wie schön Sie sind, Miß Lydia,“ er nannte sie bei ihrem Vornamen, Lydia schien es nicht zu bemerken.

Er fuhr fort mit einem nicht mißzuverstehenden Blick auf ihre Robe: „Miß Lydia, Sie sind schön genug, einen Thron zu schmücken, alle Herrlichkeiten der Welt scheinen gemacht, Ihnen zu Füßen gelegt zu werden, wahrlich, ich sah nie ein schöneres Mädchen.“

In Lydias Augen zuckte ein triumphierendes Leuchten, doch schnell senkte sie die Lider, die plumpe, dreiste Schmeichelei tönt ihren aristokratischen Ohren Musik — es war ein Millionär, der so sprach — — und er konnte ein Freier werden. —

Sie rührte kein Glied, nur als er, Kühn gemacht durch ihre Willenlosigkeit, seine Lippen auf ihren weißen Arm presste, begann sie zu schluchzen und barg ihr Gesicht hinter dem Fächer.

Hans Kühne war sprach- und ratlos.

„Mein Herr, wie grausam Sie sind gegen ein armes, schutzloses Mädchen, bitte, führen Sie mich in den Saal.“

Es war unmöglich, das weinende Mädchen durste jetzt nicht in den Saal zurück, und mit sanften Worten begann er ihr zuzureden, sich zu entschuldigen. Ein Blick so voller Entsetzen und Empörung traf ihn, er begriff, ohne recht den Grund derselben zu ahnen, daß er hier zum ersten male Frauenthränen gegenüberstand, die keine „blauen Scheine“ oder „blühenden Steine“ zu trocken vermochten. Leuchtend hob sich ihr weißer Hals ab von dem tiefroten Blüsch, und hilflos flehend sahen ihre schönen Augen zu ihm auf — durch Hans Kühnes Andern begann es heiß zu rinnen, die ganze leidenschaftliche Begehrlichkeit seiner sinnlichen Natur, die gewohnt, sich keinen Wunsch zu versagen, war erwacht, und nahm ihn gefangen, dieses schöne Weib, er mußte es besitzen um jeden Preis.

Und er neigte sich über sie, und abermals ertönte an ihrem Ohr das kleine, süße Wort „Liebe“ und ein anderer heißer Mund presste sich in sieberndem, verlangendem Kuß auf den ihren.

„Lydia, mein Lieb, laß mich Deine Thränen trocken, laß mich Dich schmücken, mein süßes Lieb!“

Lydia erhob sich — jäh dachte sie an das „morgen“ — „O, Herr Kühne — morgen, sie werden anders denken, es kam zu schnell“ — sie dachte nur an ihre eigne Sache für morgen.

Er aber glaubte, daß sie seine Vergangenheit fürchtete, daß es ihm leid sein könne morgen — und er ward dringender in seinem Begehre um Antwort — ihn reizte das Weib, das augenscheinlich arm, nicht mit beiden Händen nach seinen Millionen griff, sondern ihm Bedenkzeit anempfohl — — Als er sie in den Ballsaal und zu Tante Rosa zurückführte, mit der sie sofort das Fest verließ, funkelte ein kostbarer Ring, den er vorher getragen, an Lydias Hand, die sie indes sorgsam vor Frau von Löwenbergs Blicken verbarg.

* * *

Lydia erwachte früh nach einem unruhigen, fieberhaften Schlaf, schnell erhob sie sich, denn sie mußte entschlossen handeln.

Ihr Blick fiel auf den blühenden Ring an ihrer linken Hand. Erich Herder, dem sie, nachdem er sie zuerst geküßt, um die ganze Welt gefolgt wäre, mußte weichen, vergessen werden; denn er war arm, ein junger, talentvoller Künstler, dessen Werke noch wenig bekannt und wenig gekauft waren — — ihr Entschluß stand fest, sie mußte handeln. Wie sollte sie ihn benachrichtigen? Ein Bote? Wen? Ein Telegramm? Wohin? — — Nein, sie mußte das Opfer bringen, selbst zu gehen, ja es war das Beste so, und schnell, aber äußerst sorgsam machte sie Toilette, um gegen neun Uhr, sehr zur Verwunderung der Jose, bereits zu einem kleinen Morgen Spaziergang das Haus zu verlassen, es war das einzige richtige. — Vor elf Uhr war Tante Rose nach einer Ballnacht niemals zu sprechen,

vorher konnte auch Hans Kühne nicht kommen — und lächelnd ging sie die Straße entlang bis zum Tatterfall, wo sie in den dort harrenden Wagen einstieg.

An der Ecke folgte ihr Erich Herder, der ernst und überwacht aussah und ihr liebevoll forschend in die Augen blickte und sie küßte.

Sie schwiegen nach einigen ausgetauschten Redensarten Beide, ein Jeder von ihnen war bewegt, wenn auch aus so verschiedenen Gründen; endlich sagte sie: „Erich hast Du auch alle Papiere und die Billets; und ahnt auch Niemand etwas? Ach Gott, Erich liebst Du mich auch wirklich genug, um mir Deine Freiheit zu opfern und Dir die Sorge für eine Frau aufzubürden — Du weißt ich bin arm —“ Erich Herder sah sie fragend an: „Lydia, wie kommst Du jetzt auf diese Frage, Du hattest nie früher Sorge darum? Genügt mein Talent nicht, um uns Beiden eine einfache, aber schöne, Zukunft zu sichern, ich werde arbeiten für Dich, Lydia, arbeiten, schaffen, und Du wirst meine Muse sein, die mich begeistert und anspornt.“

Lydia begann zu verzweifeln, wie thöricht die Männer sind.

„Ja, Erich,“ begann sie von Neuem zärtlich sich an ihn schmiegend.

„Das Leben ist so hart, und wenn er Deine Kunst lähmte der Kampf ums tägliche Brot, Du giebst alles auf — —“

Der Mann sah ihr ernst in die Augen.

„Lydia,“ sagte er, „was hat Dich geändert seit gestern? Noch vor vierundzwanzig Stunden war Dir meine Liebe das Höchste in der Welt, und jetzt, Lydia, warum zweifelst Du an meiner Liebe an meinem Willen und Können?“

Lydia senkte den schönen Kopf — —

„Erich,“ sagte sie endlich leise zögernd, „gieb mich frei, es ist das Beste so, ich könnte nicht in Armut und Entfagung leben und auch Du würdest zu Grunde gehen — —“

„Wer ist es?“ tonlos fast klang seine Stimme.

„Erich, so leicht giebst Du mich auf?“ schluchzend ringt es sich von ihren Lippen.

„Ich gäbe Dich auf? Nein, Lydia, Du gabst mich auf, Du hast mich seit gestern aufgegeben — Du mich — Um wen?“

Sie kämpfte sichtlich, endlich sagte sie leise: „Hans Kühne.“

Er lachte schrill und hart.

„Ah, des Hamburger Aktienkönigs Sohn, der enragierte Amerikaner, und Lydia, Du glaubst, daß der — der so vielen Mädchen vor Dir Liebe geschworen und Treue gebrochen — es im Ernst meinte, Dich zu heiraten, Dich, ein armes Mädchen? Er wird auch Dich betrügen, wie Jene.“

Ein wilder Triumph leuchtet in Lydias Auge, sie zieht den Handschuh ab, und auf den funkelnden, gleißenden Ring deutend sagt sie: „Du irrst, dies ist sein Verlobungsring!“

„Weib! Lydia, und mit dem Ring eines Andern am Finger, mit dem Kuß eines Andern auf den lügnerischen Lippen kommst Du zu mir?“

Furchtjam drückte sie sich in die Ecke des Wagens, seine Augen funkelten so unheimlich; wie schwer die Männer alles nehmen! —

Sie versuchte ihre Hand auf seinen Arm zu legen und ihm sich nähernd sagte sie: „Erich, verzeih mir doch, glaube mir, es ist das Beste so, ich könnte nicht in Einfachheit leben — ich werde Hans Kühne heiraten, aber glaube, ich liebe nur Dich allein!“

Flehend sind ihre Augen auf ihn gerichtet, in diesem Moment glaubt sie selbst felsenfest an das, was sie sagt.

„Lydia! geh, eh' ich vergesse, daß Du ein Weib! Steig aus,“ sagte er gebieterisch und giebt dem Kutscher ein Zeichen zum Halten.

„Erich,“ fleht sie noch einmal und legt alles, was ihre egoistische Natur an Liebe besaß, in ihre Stimme, „verzeih' mir, ich will nicht so von Dir gehen, küsse mich noch einmal, zum letztenmale!“ Sie bietet ihm ihre rosigten Lippen.

„Glende, geh, mich hast Du um ihn verraten, ich will Dir nicht helfen, ihn um mich zu verraten, geh!“

Wild rollen seine Augen, Leichenblässe bedeckt sein Gesicht.

Lydia steigt aus, der Wagen fährt langsam weiter, Erich Herder ist dem Wahnsinn nahe. Und er sieht ihr nach, wie sie dahin geht, elegant, leicht lächelnd, als sei nichts geschehen. Vor einem Schaufenster bleibt sie stehen und ordnet die verschobenen Stirnlöcherchen, dann hebt sie kokett das Kleid, er meint das Rauschen der Seidenröcke zu vernehmen, meint den heißen Blick zu sehen, den sie den beiden vorübergehenden, sie ehrfurchtsvoll grüßenden Offizieren zuwirft.

Eine der Rosen, die er ihr gebracht, und die sie zwischen die Knöpfe ihres Seelacketts geschoben, fällt zu Boden, achlos tritt ihr Fuß darauf — — — seine Rose und sein Herz — — und heiße Thränen entquellen seinen brennenden Augen — —

„Dieses falsche, herzlose Weib, o wie hab ich es geliebt und liebe es noch!“



Idyll aus Gottomarina. Nach einem Gemälde von Ch. f. Ulrich.
[Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

✦ Lucie Rawen. ✦

Roman von Ferd. Gruner.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

Der Offizier hatte erst überrascht, dann nachdenklich den nicht besonders zusammenhängenden Mitteilungen des Bauern zugehört. „Gar kein Zweifel,“ rief er aus, „daß die Sache sehr wichtig ist. Ich danke Ihnen vielmals, lieber Kohler. Natürlich halten Sie darüber reinen Mund.“

„Na, Ihr habt eine ausgiebige Konferenz,“ sagte eintretend Dr. Bollant. „Du entschuldigst, daß ich störe, aber Frau von Eichtreu fährt ab. Wenn Du Dich empfehlen willst —“

„Sofort!“

Der Bauer verabschiedete sich. Als die Herren allein waren, wiederholte Hauptmann Ködel kurz den Bericht Kohlers.

„Ich habe die Empfindung, daß dieser Brief nicht zufällig just an dem Tage geschrieben wurde. Der strenge Auftrag an den polnischen Burschen, ihn zu nächtllicher Stunde noch nach Bärenstein zu tragen, scheint etwas Anderes anzudeuten. Weißt Du, lieber Onkel, nicht, ob in einem Briefe — der natürlich anonym gewesen sein wird — irgend jemand denunziert worden ist?“ frug er schließlich.

Der Alte lief erregt im Zimmer herum. „Weiß der Kuckuck, mir schwant so was. Aber ich weiß es leider nicht genau. — Ich verstehe Dich, wer denunziert worden wäre, wenn die Geschichte wirklich in irgend einem Zusammenhange mit Rawens Tode stünde.“ Plötzlich blieb er stehen, breit und massig, als wollte er sich stützen, um nicht ins Wanken zu geraten. „Otto, wenn das so wäre, dann hätte man ja den Beweis.“ — Dr. Bollant stieß die Worte hastig und keuchend heraus, „den Beweis, Teufel! Dann wäre es ja klar, daß nur Eichtreu der Mörder ist. Es wußte sonst doch kein Mensch noch um den Mord. Kein Mensch, sage ich Dir,“ er schrie fast und das Gesicht rötete sich. Dann, wie überrascht, von dem plötzlichen Licht, das in das Dunkel hineinleuchtete, sprach er, ein wenig stockend: „Nicht wahr, es ist doch so?“

Der Offizier stimmte ihm in lebhaftester Weise bei: „Du hast Recht, Onkel. Bei Gott, ich habe im ersten Augenblicke der Mitteilung Kohlers selbst nicht eine solche Wichtigkeit bemessen. Aber die Sache liegt wirklich sonnenklar. Wenn ein Brief über diese Affäre vorliegt, so ist alles entschieden.“

„Weißt Du was, ich gehe jetzt zu Dr. Rosen. Ich habe ohnehin wegen einer Verhandlung im Gerichte zu thun. Ich muß ihn fragen — aber vorsichtig natürlich —, ob er nicht weiß, ob damals ein anonymes Schreiben bezüglich der Ermordung einlief. Er hat sich seinerzeit dieser Sache sehr warm angenommen und erinnert sich sicherlich noch an ein so wichtiges Detail. Die Erklärung, daß ich gerade jetzt mit der Frage komme, ist leicht fertig. Ich war in Kardorf bei dem angeblichen Verbrecher und da ist mir die Geschichte wieder aufgestiegen.“

Dr. Bollant entfernte sich unverzüglich, da Mittag nicht mehr ferne war.

Als er eine knappe Stunde später zurückkehrte, war sein ernstes Gesicht ein wenig verstört, aber mit jenem Zucken und Aufblitzen in den Augen, wie es nur die Freude schafft.

Er zog seinen Neffen in eine Ecke und erzählte: „Dr. Rosen hat ein anonymes Schreiben, das den Verdacht auf Max Horwarente, erhalten. Er wußte sich ganz genau zu erinnern. Zum Ueberflusse ließ er in der Registratur die Akten des Prozesses ausheben. Da fand sich nun dieser Brief vor. Er trug den Poststempel „Bärenstein, 31. Juli, 8—10 Uhr Abends.“ Eine miserable, absichtlich verstellte Schrift, mit elender Feder geschrieben und mit absichtlichen Fehlern. Merkwürdig genug liegt nur dieser Brief vor. Dr. Rosen ahnte etwas und bemühte sich, dahinter zu kommen. Aber natürlich ohne Erfolg. Wir sind ja ganz ohne Zweifel auf der richtigen Spur. Aber es fehlt noch immer etwas in der Beweiskette, ein Glied, das wichtigste, weil es den Abschluß bringen soll. Doch meine ich, es wird sich finden, es muß gefunden werden. — Im übrigen, glaubst Du, daß ich Freund Jordan und meiner Frau die Geschichte mitteilen soll? — Ich bringe es fast nicht über's Herz, zu schweigen. Daß beide nicht davon reden werden, ist sicher und lebhaften Anteil nehmen sie daran.“

Der Hauptmann war ganz damit einverstanden und erzählte Dr. Bollant beim Mittagmahle, als man beim „Schwarzen“ angelangt war, den „ganzen Spaß“, wie er es lächelnd nannte, um die Sache nicht allzu sehr ernst darzustellen.

Eine sehr rege Debatte entwickelte sich darüber. Besonders Dr. Jordan war geradezu erschüttert. Der weißhaarige Greis wollte gar nicht zur Ruhe kommen. Dieser Mann, der in der Einsamkeit, in der düsternen Atmosphäre von Kardorf verkümmert zu sein schien, thaut auf. Man fühlte, er hatte nie das traurige

Ende seines Bruders vergessen, das auch jenes der Mutter herbeigeführt. Er hatte es immer für einen Mord gehalten. Nun traf er nach einem halben Menschenalter den Schurken wieder, der den jungen Studenten kaltblütig niedergeschossen und mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß jener ein neues, noch entsetzlicheres Verbrechen begangen. Ein anderer blühte es mit lebenslänglicher Haft, einer, der schon jetzt dem Verfall stark entgegenging. Ein neuerlicher Mord an einem Schuldlosen.

Dr. Jordan, welcher in seinem Berufe so viel Verworfenheit und Laster begegnet war, zeigte sich tief bewegt durch die seltsame Fügung des Schicksales, die er hier gewissermaßen an sich selbst erfuhr.

Er sollte noch mehr erleben. Es spielt in das stille Einerlei des Alltagslebens ja öfters Ungewohntes hinein.

25.

Der junge Bauer hatte das Haus des Dr. Bollant wenige Minuten vor Frau von Eichtreu verlassen.

Als das Gefährt derselben die Straße nach Langberg hinausfuhr, holte es den rüstig Vorwärtsschreitenden ein, der sehr höflich grüßte. Lucie hieß Kohler zu sich einsteigen. Derselbe erzählte, nachdem ihn Lucie beruhigt hatte, daß sie das Geständnis des sterbenden Malcher Franz erfahren habe, noch einmal den ganzen Vorgang; die anfängliche Freundschaft, die zwischen ihm und dem Toten geherrscht, sich aber bald in das Gegenteil gewendet habe, als Malcher allmählich ein Lump und schließlich ein Verbrecher wurde.

Zum Danke für manches Gutes, das der Bauer der Familie Malcher gethan, zündete er ihm schließlich — allerdings im schweren Rausche — das Haus an.

Es war nichts Neues eigentlich, was der Kohler-Bauer erzählte, aber Lucie fühlte, daß der einfache Mann an eine Art Kontrakt zwischen dem Gutsherrn und dem gewesenen Knechte dachte, ein Vertrag, der aus recht eigentümlichen Verpflichtungen für den einen zur Notwendigkeit geworden war. —

Zu Hause angekommen, veranlaßte Frau von Eichtreu, daß dem Abbrändler ein Paß alte Wäsche und Kleidungsstücke für seine Familie zusammengeführt wurde, das derselbe mit feuchten Augen entgegennahm; besonders als er hörte, daß er, was fehlte, vom Hofe erhalten sollte.

Am folgenden Tage Nachmittags fand am Dorf-Friedhofe die Einsegnung der Leiche des Malcher Franz statt. Nur wenige Leute hatten sich hierzu eingefunden.

Eben, als man den braunen, schmucklosen Sarg in den Friedhof hineintrug, war Herr von Eichtreu im Fiaker vorübergefahren. Er kam nun erst von seiner Reise zurück.

Als vor der Dorfschenke der Wagen einige Augenblicke hielt — dem einen Pferde war ein Hufeisen locker geworden — frug der Gutsherr den Wirt, wer denn gestorben sei.

„Der Malcher Franz,“ sagte der gleichmütig und lästete weniger höflich als sonst seine Mühe.

Eichtreu zuckte ein wenig zusammen und die schmalen Lippen schoben sich auseinander, daß man die Zähne wahrnahm, kräftige, aber etwas verbrauchte Zähne. Das gelblich-saltige Gesicht wurde häßlich.

„So, der alte Lump,“ brummte er und lehnte sich in die Polster zurück: „Säuserwahn, wie?“

„Nein,“ entgegnete der Bauernwirt und trommelte mit dem Pfeifenrohre auf den Schutzblech des Wagens, während er die Augen halb zuknickt, als schein ihm die Sonne zu hell ins Gesicht, trotzdem er sie im Rücken hatte.

„Dem Kohler-Josef hat er vorgestern Scheuer und Häusel angezündet. Dann machte er sich auf die Strümpfe, hatte aber wenig Glück damit, brach sich dabei das Genick.“

„Ah“ — Eichtreu bewegte unruhig den Kopf.

„Das heißt, er war nicht gleich tot. Sie haben ihn erst wieder ins Dorf hereingeschafft. Der Herr Dr. Bollant war zufällig herauf. Da ist er verbunden worden, aber es war aus.“

„Wie lange hat es denn noch gedauert?“

„So ein, zwei Stunden. Er war bei Besinnung.“

Der Gutsherr machte einen Rud. „Sitzt sich schlecht in diesem Kumpelkasten,“ murkte er. — „So, so.“

Der Wirt steckte sein Pfeifenrohr ein. „Ja, er soll Einkehr bei sich gehalten haben.“

„Gebeichtet?“

„Weiß nicht, hör nur, daß das Allerheiligste schon zu spät kam, er kommt nicht mehr reden.“

„Danke, danke.“ — Eichtreu reichte dem Wirte die Hand, der sich nicht übermäßig beeilte, sie zu schütteln. Die Hand war

kalt und feucht und die Hitze, welche herrschte, war doch wirklich kaum erträglich.

Das Hufeisen war in Ordnung und die müden Säule trabten die Dorfstraße weiter. Eichertreu ließ das zurückgeschobene Wagendach emporziehen; es käme zu viel Staub und Sonne herein, meinte er. Er sah aber aus, als ob ihn friere, das Gesicht war sahl und der Körper von Zeit zu Zeit von einem Schauer durchrieselt.

Gegen das Schloß zu stiegen schwarze Wolken wie eine breite Wand empor. Die weiße Lünche des stattlichen Hauses ließ mit diesem Hintergrunde die geringsten Details schon von weitem erkennen. Die Fenster waren, soweit man sie sehen konnte, geschlossen. Eine bleierne Ruhe lag über dem Hause. Die Krähen, welche in lautlosem Fluge darüber hinwegzogen, eilten dem Walde zu. Sie ahnten wohl das Ungewitter, das heranzog.

26.

Eichertreu atmete auf, als endlich der Wagen in den Hof einbog. Er warf dem Kutscher ein Geldstück zu, über dessen Größe derselbe ganz erstaunt war, dann trat er slichtigen Schrittes in sein Arbeitszimmer.

Es hatte ihn niemand erwartet, da er seine Ankunft nicht angekündigt hatte. Nervös griff er nach den auf dem Schreibtische liegenden Briefen. Nichts Neues. Er läutete.

Sein polnischer Bursche — übrigens schon ein ziemlich alter Kerl — erschien.

„Wo ist meine Frau?“

„Gnädigste sein nicht zu Haus. Fortgeritten. Sein Koneknecht vom Fuder gestürzt beim Brettgrunde — hat sich Bein gebrochen.“

„Ist meine Frau allein fort?“

Der Diener riß die Augen auf. „Jawohl, gnädiger Herr.“

„Gut! — Geh — aber, halt! Seit wann —?“

„Eine Stunde vielleicht.“

Der Gutsherr war wieder allein. Er stellte sich ans Fenster und sah hinaus. Ein Wind hatte sich erhoben. Staubwolken wirbelten durch den Hof. Der Mann mit den finster zusammengekniffenen Lippen sah es nicht! Er horchte in sich. Es begann in seinem Innern sich zu rühren, zu toben.

Hatte Malcher, der Lump, wie er ihn vor dem Wirte verächtlich genannt, etwas gesagt? Konnte er überhaupt etwas über ihn sagen? Er biß sich in die schmalen, fast braunen Lippen. Und nun war er fortgewesen und Fremde um den Sterbenden.

Dr. Bollant, dieser Forscher, den er immer im Verdachte hatte, daß er gegen ihn intriguiere.

Eichertreu wandte sich vom Fenster weg und schloß die unterste Schublade des Schreibtisches auf. Eine Flasche, welche die bekannte Marke des echten Cognac trug, zog er hervor. In den Glaskelch, den er gleichfalls aus diesem seltsamen Aufbewahrungsorte herausholte, schüttete er ungefüllt den feurigen

Vikör. Zwei, dreimal leerte er das Glas auf einen Zug. Die Hände auf den Kopf gestützt, starrte er hierauf hinaus in den aufgewirbelten Staub. Dann plötzlich, wie von einem beengenden Gedanken bewegt, nahm er noch ein paar Gläser Cognac.

Sein Gesicht hatte eine bläulich-rote Färbung angenommen, als er sich vom Sessel erhob, um schwerfällig das Zimmer zu durchschreiten. Aber er that nur einige Schritte, dann blieb er mit einem Rucke stehen und sah mit herausgequollenen Augen auf ein in der rückwärtigen Zimmerseite in die Mauer eingefügtes eisernes Schränkchen, dessen Thür halb geöffnet war. Eine Sekunde verharrte er in dieser gleichsam gelähmten Unthätigkeit, dann stürzte er auf den Schrank zu und riß alles, was er in den zwei Fächern barg, heraus.

Zahlreiche Papiere flatterten auf den Boden. Mit zitternden Fingern wühlte er darin herum, ob nichts fehle, ob . . . Da rauschte es plötzlich, ein Schatten fiel über das Zimmer, und als der am Boden Hockende aufsaß, stand seine Frau vor ihm.

Lucie schien erhit, ihr Busen wogte heftig. Ueberrascht blieb sie stehen. Er sah, wie das Rot aus ihren Wangen schwand.

Mit einem Satze war er bei der Thür, die er zuschlug.

„Was thust Du?“ fragte sie, unwillkürlich von ihm zurücktretend.

Sein gelbliches Gesicht war von einer dunklen Röte überflogen, die Mundwinkel bebten und schoben sich auseinander.

Die geröteten Augen hatten etwas Finsteres, unheimlich Entschlossenes in ihrem Zucken, wenn die Lider sich halb schlossen. Die heftig zitternden Hände streckte er ihr abwehrend entgegen.

„Nichts, nichts mache ich,“ rief er mit einer Stimme, die einen heiseren, tiefen Beiklang hatte. Ein schluckender Ton folgte.

Lucies Blicke flogen über die Papiere.

Er sah es und machte eine drohende Bewegung.

„Weg von da, Lucie! Das kümmert Dich nichts.“

Sie sah ihm in die flackernden Augen. Vielleicht war da des Rätsels Lösung zu finden.

Sie bückte sich nieder.

Er riß sie mit einer rauhen Bewegung zurück. „Lucie! Du, Du . . . Hast Du den Schrank geöffnet?“

Er beugte den grauen Kopf weit vor, und einen Augenblick ruhte das Zucken in dem Antlitz, starr waren die Züge, der Mund geöffnet und die Augen in eigentümlichem Feuer erglühend.

Die junge Frau durchschauerte es. Diese Frage! Sie fühlte, daß deren Beantwortung für den finsternen und doch zitternden Mann viel bedeute.

Sie hatte in seiner Abwesenheit das Schreibzimmer nie betreten und daher keine Ahnung, was er meine. Trotzdem stieß sie ein festes „Ja“ heraus.

[Fortsetzung folgt.]

✱ Allerlei. ✱

Ein kostbares Buch. Die Versteigerung eines Bandes der ersten Folioausgabe Shakespeares hatte viele Bücherfreunde in Christies Geschäftsstube in London gelockt. Der zur Versteigerung ausgetobene Band mißt 12 $\frac{5}{8}$ × 8 $\frac{1}{4}$ Zoll und ist vollständig erhalten, nur sind die Ecken an vier Blättern etwas ausgebeßert. Das Bildnis Shakespeares nach Droeshout ist ebenfalls gut erhalten, obschon nicht in so ausgezeichnete Verfassung, wie in dem 1899 versteigerten Folianten, der von Quaritch für 1700 Guin. gekauft wurde. Doch hat der von Quaritch dem Jüngeren erstandene Foliant einen modernen Saffianeinband, der seinen Wert verringert. Das erste Angebot für den 1623 gedruckten Band war 500 Str. von Pflering, Quaritch bot 800 Str., drei andere Kauflustige trieben den Preis auf 1500 Str., bis der kostbare Foliant dem Antiquar Quaritch für 1720 Str. (34400 Mk.) zugeschlagen wurde. Ein solcher Band konnte am Anfang des 17. Jahrhunderts noch für 1 Str. aufgesehen werden und im Jahr 1800 hätte man 10 Str. für einen sehr hohen Preis angesehen. Von da ab stiegen diese Folianten in der Werthschätzung für Büchersammler in ganz erstaunlicher Weise. 1864, zur Zeit der Dreihundertjahrfeier der Geburt des Dichters, zahlte Lady Burdett-Coutts für ihren Folianten 716 Str. — es war George Daniels herrliches Exemplar. Im Jahre 1899 wurden 1700 Str. gezahlt, und wenn dieser Foliant jetzt unter den Hammer käme, würde er unzweifelhaft 2000 Str. kosten, denn sein Einband ist alt, aber gut erhalten.

„Verlängerte“ Schönen. Ueber eine absonderliche neue Modetheorie der Pariserinnen wird einem englischen Blatte aus Paris berichtet: Jetzt, wo der Besitz von tizianrotem Haar so gewöhnlich geworden ist, daß es nicht mehr beachtenswert oder vornehm ist, färben die Pariserinnen nicht länger ihr Haar in der verlangten Schattierung. Dafür ist eine andere Modetheorie aufgefunden: Zur Zeit ist es der brennende Wunsch der „petite Parisienne“, ihrer Statur einige Zoll hinzuzufügen. Seit Jahren versucht sie das durch hohe Hüden und lumitbolle kleine Erfindungen wie „talonnettes“, die, in ihre zierlichen Schuhe gelegt, ihr einen Ertragtimeter verleihen. Nunmehr ist aber, dank der geschickten Entdeckung eines vornehmen Boulevard-Doktors,

für die kleine Schöne eine Hoffnung vorhanden, das Ziel ihres Ehrgeizes besser zu erreichen. Infolge eines sinnreichen Verfahrens, durch das die Gelenke der Knöchel und Knie täglich mit einem elektrischen Rundkörper bearbeitet werden, wird — wir zitieren wörtlich: „die knöchernen Substanz an den Gelenken ausgedehnt und das Knochenwachstum angeregt“; auf diese Weise werden die Glieder wesentlich verlängert. Der Doktor wendet den Rundkörper auch am Rückgrat an und sagt, er könne durch Ergebnisse, die er an „verlängerten“ Patienten schon erhalten habe, beweisen, daß er ein halbes Jahr lang monatlich einen Zentimeter der Größe jedes, der sich seiner Behandlung unterwirft, hinzufügen könne. Nach halbjährlicher fortgesetzter Behandlung wird die „Ausdehnung“ eine zeitlang eingestellt und später im Notfall wieder aufgenommen. Natürlich muß der Patient jung und geschmeidig sein, sonst könnte das Gliederstrecken ernste Folgen haben. Die Sprechzimmer des geschickten „Erfinders“ werden täglich von Schönen, aber kurzen und dicken und — nicht allzu gescheiten — Damen belagert, so daß der Entdecker dieses Schönheitsmittels schnell ein reicher Mann geworden ist.

Ein nobler Professor. Der „Charivari“ erzählt: Der berühmte X., ein ausgezeichnete Gelehrter, Mitglied des „Institut de France“, der reich ist und einen Orden hat, ist bei alledem ein Geizhals vom reinsten Wasser. Seit mehreren Jahren arbeitet er an einem großen Werk, und er konnte sehr mit der Gefälligkeit eines jungen Kollegen, der ihm als Sekretär gedient hat, zufrieden sein Als die Arbeit vor kurzem erfolgreich beendet war, suchte Mme. X. ihrem Gatten verständlich zu machen, daß es gut wäre, dem jungen Mann ein wirkliches Zeugnis der Dankbarkeit zu geben. Von Geld konnte von vornherein keine Rede sein, aber der Sekretär schien eine antike Vase ohne großen Wert, aber von sehr hübscher Arbeit, die im Arbeitszimmer seines Meisters stand, sehr geschätzt zu haben. Der große Gelehrte hört, ohne zu antworten, den Rat seiner Frau und sucht dann den Sekretär auf. „Ich habe Ihnen schon für das gedankt, was Sie für mich gethan haben, aber Ihre kostbare Mitwirkung verdient mehr.“ „O, mein Herr, die Ehre, der Ruhm . . .“ „Nein, das genügt nicht. Ich weiß, daß Sie meine Tanagrabase sehr lieben.“ „Gewiß, aber ich wollte nicht . . .“ „Nun wohl, junger Freund, Sie werden mir eine Freude machen, wenn Sie — möglichst oft in mein Arbeitszimmer kommen, um sie anzusehen.“

Unsere Bilder.

Eine Begegnung. Der Morgen eines kalten Januartages! Aus dem nahen Gehölz tritt ein Rehbock, um sich draußen die spärlichen Kräuter zu suchen, die hier und da unter der weichen Schneedecke sprossen. Vorsichtig äugt er umher, denn er hat ein verdächtiges Knistern vernommen. Da schnürt ein Fuchs über den Weg, rot leuchtet seine Rute auf dem Neuschnee. Der Rehbock steht außer Wind, so daß ihn Reinecke bis jetzt nicht bemerkt hat. Nicht gerade wohlwollend äugt der Bock nach seinem schlimmsten Feind. Der Fuchs wird vom Reh gefürchtet und gehaßt, denn er reißt das junge Rehkitz und wagt sich selbst im Winter mit mehreren seinesgleichen vereint, an alte Rehe heran. Unserem Bock scheint aus diesem Grunde die Begegnung nicht besonders angenehm zu sein.

Der Sarkophag, den weiland Kaiserin Friedrich im Mausoleum zu Potsdam neben dem ihres Gatten erhalten wird, ist jetzt von Professor Reinhold Wegas, dem Schöpfer der Denkmäler Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks zu Berlin, im Modell fertig gestellt worden. Wir führen das bemerkenswerte Monument unsern Lesern im Bilde vor.

Der neue Präsident der Vereinigten Staaten Roosevelt. Wenn heute in Habanna und Portorico, auf den Philippinen und Hawaii das Sternbanner flattert, ist dies zu nicht geringem Teil ein Werk der rastlosen Thätigkeit Roosevelts, der in den Vereinigten Staaten der Hauptträger des Gedankens ist, daß Amerika Kolonialmacht ist, wie Kaiser Wilhelm der Schöpfer der deutschen Kolonialpolitik ist. Beiden gemeinsam ist die Kraft der Rede, auch die Freude an der Rede. Gemeinsam ist die bedeutende Bildung, das lebhafteste Interesse an schöner Kunst und Litteratur. Fast gleich ist das Lebensalter. Die Jugendzeit beider fiel in Kriegsbewegte Zeiten; in Roosevelts Knabenzeit fiel der Bürgerkrieg, in die Kaiser Wilhelms die Kriege von 1866 und 1870. Gemeinsam ist beiden die Lust am Sport, an dem edlen Waidwerk. Auch Roosevelt war als junger Mann von ziemlich schwächlicher Konstitution, nach vollendetem Studium eilte er auf den Wunsch der Aerzte nach dem Westen, wo er mit den Kuhhirten, den Cowboys, lebte und ihre phantastische Tracht trug. Wenn Roosevelt auch nicht in der Armee gedient hat, denn das ist wenig fair in Amerika, so hatte er doch, als der Krieg mit Spanien begonnen hatte, den herbeizuführen sich Roosevelt auch redlich bemüht hatte, sofort das Regiment der rough riders, der wilden Reiter, gegründet, und an der Spitze seiner Cowboys bei Santiago tapfer mitgefochten. Der große Aufschwung, den die amerikanische Flotte in dem letzten Jahrzehnt nahm, ist zum Teil Roosevelts Verdienst, der durch einige Jahre die rechte Hand des Marineministers war (Staatssekretär) und die Bewilligung zur Erbauung der großen Schlachtschiffe bei der republikanischen Partei durchsetzte.

Gemeinnütziges.

Flecke aus weißem Atlas zu entfernen. Man tauche reine weiße Watte in erwärmten Spiritus und reibe damit die beleckte Stelle. Es ist erstaunlich, wie rasch der Fleck verschwindet. Auf diese Weise kann man beschmutzte helle Atlaschuhe wie neu herstellen.

Die Hauptsache.

Schmieren-Direktor (in einem Dorfwirtshaus): „Müller, seh'n Sie, daß Sie die Leiter dort bekommen, dann können wir gleich „Romeo und Julie“ spielen!“

Der Pantoffelheld.

Frau (während eines heftigen Streites): „Durch mich bist Du überhaupt erst zu etwas gekommen; was hast Du gehabt, bevor Du verheiratet warst?“

Mann: „Wenigstens einen Hausschlüssel.“

Aus einem Festbericht.

Es war erstaunlich, wie in der kurzen Zeit bis zur Ankunft der Fürstlichkeiten Flaggen, Ehrenpforten, Tribünen und Ehrenjungfrauen aus dem Boden wuchsen.

Kondolenz-Bisite.

Freundin: „Du leidest wohl sehr darunter, daß Dein Mann gestorben?“

Junge Witwe: „Ach ja, der mußte aber auch zu reizende Kartenkunststücke!“

Lustiges.

Unerfütterlich.



Verkäufer: „Hier, mein Herr, habe ich noch etwas ganz Merkwürdiges — nämlich eine Pistole aus dem ersten Jahrhundert!“

Käufer: „Unmöglich! Da waren Schießwaffen ja noch gar nicht erfunden!“

Verkäufer: „Sehen Sie — im so merkwürdiger also!“

Nachtisch.

1. Begierbild.



„Jetzt hat eben der Knecht Ruprecht geklopft! Aber wo ist er?“

2. Kreuzrätsel.

	A	A	B				
	E	E	E				
E	E	E	E	E	I	L	
L	L	L	N	N	O	O	
O	O	O	P	R	R	S	
	S	S	S				
	S	T	T				

Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß die langen waagrechten Reihen bezeichnen: 1. eine Stadt in den Anden, 2. eine Stadt am Ganges, 3. eine Person aus Shakespeares „Wintermärchen“; die langen senkrechten Reihen nennen dann: 1. Person aus Schillers „Fiesco“, 2. und 3. je eine Person aus Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ und „Hamlet“.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Die Perle während im Gehäuse, Das seinen Schatz verborgen hält, So schiffst die stille Wuschel leise Durchs tiefe Wogenmeer der Welt.

Der Muschel gleichen meine Lieber; Von einer Thräne sind sie schwer, Und leise zieh'n sie auf und nieder, Durch meiner Schmerzen tiefes Meer Oberr.

2. Agade, Belsar, Bileam, Jona, Lugano, Bellini, Telemach, Cairo. — Galileo Galilei.
3. Rübzahl.

Gründlich.

Kaufmann (zum Vater, der für seinen Sohn eine Lehrstelle sucht): „Also nur Sexta und Quinta hat der junge Mann durchgemacht?“

„Aber sehr gründlich; in der Quinta ist er vier Jahre gewesen!“

Natural-Leistung.

Zahnarzt: „Und so bitte ich denn um die Hand Ihrer Tochter Emma.“

Vater der Braut: „Ja, eine große Mitgift kann ich meiner Tochter nicht geben, jedoch bringt sie Ihnen eine sehr große Verwandtschaft mit schlechten Zähnen in Ihre Praxis.“

Ein ungalanter Ehegatte.

Fremder (in den Laden eines Optikers tretend): „Ich möchte gern eine Brille kaufen, schöne Frau!“

Optiker (aus dem Hinterrzimmer tretend zu seiner Gattin): „Du, da kannst Du mir gleich die schärften Nummern vorlegen — der Herr scheint sehr kurzichtig zu sein!“